

Beatrix Mettler-Frercks, Bärbel Reuter, Heike Schmidt

Die andere Führung: Geschichten vom Lieben und Leben

Ein Bericht

Die Gegenstände im Museum kommen aus einer anderen Welt. Jede einzelne Maske, jedes Schmuckstück, jeder Alltagsgegenstand ist ein Zeuge fremder Orte und vergangener Zeiten. Jeder Gegenstand kann eine Geschichte erzählen.

Tagsüber sind die Gegenstände im Völkerkundemuseum beleuchtet. Ab und zu kommt ein Besucher, lässt sich inspirieren, wundert sich, informiert sich, genießt die Ruhe und die

Blicke in eine andere Welt. Manchmal tobt auch eine Schulklasse durch die Ausstellung und bringt Leben hinein.

Viel zu oft aber sind die Lichter aus und die Zeugen fremder Kulturen unter sich.

Erzählen dann die Gegenstände ihre Geschichten immer noch? Hören sie sich gegenseitig zu, fragen sie einander: Wo kommst du her und wie ist das Leben dort heute?



Abb. 1: Tamidorf im Südseeteil des Museums.

Wir dachten, das Völkerkundemuseum lässt sich unter mehr als einem Blickwinkel entdecken und es wartet nur darauf, auch außerhalb der Öffnungszeiten belebt zu werden. Die Idee der anderen Führung war geboren.

Am Freitag, dem 25. November 2005 um 19.30 Uhr, hieß das Thema:

Eine etwas andere Führung durch die Völkerkundeabteilung. Wir nähern uns den „fremden Welten“ mit Mythen, Geschichten und Gedichten rund um das Thema Liebe und Freundschaft.

Die erste Station der Führung war die Südsee. Flötenmusik vom Sepik und getrocknete Bananen als Kostprobe stimmten die Besucher auf die Südsee ein. Lassen auch Sie sich einstimmen (Abb. 1):

Südsee, der Klang des Wortes allein ruft bei vielen von uns Bilder hervor. Bilder von kristallklarem Wasser, Palmen, Sandstränden, Begegnungen im Mondschein. Der Alltag der Menschen dort ist aber genauso wie unserer geprägt von täglicher Routine, menschlichen Dramen wie Eifersucht und Neid.

Davon erzählt uns auch die Geschichte von Kilibob und Mandum, einem Brüderpaar. Diese Ursprungsmythe stammt aus Papua-Neuguinea, einem Inselstaat der Südsee, der größer ist als Deutschland und in dem 800 Sprachen gesprochen werden.

Stellen Sie sich vor, Sie sitzen auf einem Dorfplatz an der Nordostküste Neuguineas. Es ist Abend, der Mond scheint, wir blicken auf eine kleine Hütte, in der Yams-Stecklinge und reife Früchte gelagert sind. Es ist die Zeit der Yam- und Taro-Reife und es ist wieder Zeit, Geschichten zu erzählen.

Es ist wichtig, Geschichten zu erzählen, denn die Geister der Ahnen werden zuhören, sich daran erfreuen und die neue Ernte gedeihen lassen.

Kilibob und Mandum

Mandum und Kilibob waren zwei Brüder. Mandum war der Ältere. Sie lebten in der Nähe der Mündung des Djileb. Damals gab es keine

Frauen, gab es keinen Yam, gab es keinen Taro. Nur Fisch gab es, und davon lebten die beiden.

Ein rechtes Essen kannten die beiden freilich nicht. Sie pflegten weiße Steine zu nehmen und legten die in einen Tontopf, taten den ausgekommenen Fisch dazu und kochten ihn mit dem Fett geriebener Kokosnüsse. Wenn sie gekocht hatten, schütteten sie den Inhalt in die Essschale. Den Fisch verzehrten sie dann. Von den Steinenleckten sie nur das Fett ab. So machten sie es alle Tage.

Als die beiden eines Tages mit dem Kanu auf dem Meer waren, kam eine Frau aus dem Busch des bergigen Hinterlandes herunter an die Küste. Sie fand das Haus der beiden. Die Hände und Füße der Frau waren übermäßig geschwollen. Sie ließ sich nieder und machte ein Feuer.

Als Kilibob und Mandum zurückkamen, überlegten sie: „Wer hat denn Feuer bei unserem Haus gemacht? Es gibt doch außer uns keinen Mann.“

Da sagte Mandum zu seinem Bruder: „Mir scheint, da sitzt eine Frau bei unserem Haus.“ Und Kilibob antwortete: „Die will ich haben.“

„Nein“, sagte der Ältere, „ich werde sie bekommen“, und so geschah es. Kilibob fand sich damit leicht ab, denn die Frau war alt und unansehnlich.

Während sie zusammen saßen, fingen die Brüder an, das Essen vorzubereiten, wie sie es gewohnt waren. Die Frau beobachtete sie: „Wie ich sehe, habt ihr Fisch. Wo aber ist Yam, um ihn mit dem Fisch zusammen zu kochen?“

Am nächsten Morgen fuhren die Brüder wieder zum Fischfang aus und ließen die Frau im Haus zurück. Die Frau nahm einen Besen und fegte das ganze Haus. Dann ging sie ins obere Stockwerk des Hauses. Sie schüttelte ihre geschwollenen Beine, und der ganze Boden war voller Yam. Dann ging sie nach unten und schüttelte ihre geschwollenen Arme, und das ganze Haus war voller Yam. Dann ging sie nach draußen und wartete. Als die beiden Brüder nach Hause kamen, sagte sie zu ihnen: „Schiebt die Paddel vorsichtig ins

Haus! "Die beiden aber hörten nicht und schoben die Paddel – wie sie es gewohnt waren – mit Kraft ins Haus und zerbrachen eine der Yam-Wurzeln. Daher zerbrechen heute die Yam-Früchte so häufig, wenn wir sie mit dem Grabstock aufnehmen. Wie es damals kam, so kommt es auch heute.

Als sie nun das Haus betreten wollten, fanden sie es voller Yam und waren äußerst erstaunt. Und Kilibob sagte zu Mandum: „Zuvor war diese Frau hässlich. Nun ist aber ihre Haut glatt und glänzt.“ Sie kochten nun den Fisch und dazu den Yam und auf Zureden der Frau aßen sie endlich auch davon. Es schmeckte ihnen vorzüglich. Seitdem machten sie es immer so und so ging es für eine lange Zeit.

Dann sah Kilibob die Frau an und begehrte sie. Als Mandum ihn eines Tages aufforderte, zum Fischfang mitzufahren, entschuldigte sich dieser: „Ich bin krank, ich kann nicht mitkommen.“

Kilibob blieb zu Hause, aber er hatte die Frau im Sinn. Er griff seinen Pfeil und Bogen. Das geschnittene Ornament am Pfeilschaft glich dem Geschlechtsteil einer Frau. Er nahm diesen Pfeil und folgte der Frau, die im Garten arbeitete.

Dort täuschte er vor, auf einen Vogel zu schießen, so dass der Pfeil in der Nähe der Frau zu Boden fiel. Sie erschrak ein wenig, las den Pfeil auf und sagte zu sich selbst: „Das Muster am Pfeilschaft deutet auf mein Geschlechtsteil.“

Nun fand Kilibob wie zufällig seinen Weg in den Garten der Frau. Die Frau verstand und sagte: „Deinen Pfeil habe ich gefunden. Er hat ein schönes Muster, das mir entspricht.“ Die beiden schliefen miteinander im Yam-Garten.

Als die Frau mit Kilibob geschlafen hatte, dachte sie an ihren Mann und wollte ihm eine Botschaft senden. Da ging sie hin und brach die Blume Asem ab. Sie reinigte damit ihre Vagina und warf den Zweig in den Fluss. Die Strömung trug die Blume aufs Meer hinaus, wo Mandum sie treiben sah. Schließlich verfiel sie sich in seinem Paddel. „Diese Blume

stammt aus meinem Yam-Garten. Nun hat die Blume mich gefunden. Was mag das nur bedeuten?“ Er überlegte: „Hat sich mein Bruder an mir vergangen und mit meiner Frau geschlafen? Was kann ich nur tun, um Gewissheit zu erlangen?“

Mandum entschied sich schließlich für den Plan, ein großes Vorratshaus für Yam zu bauen. Die beiden Trägerbalken für den Dachfirst sollten als Mann und Frau geschnitzt werden. Seinem Bruder übertrug er diese Aufgabe. Er wollte sehen, ob sein Bruder eine Frau zu schnitzen wusste. Als Kilibob die Arbeit vollendet hatte, stellte er die zwei Pfosten auf, Mandum sah die Schöpfung und dachte: „Jetzt weiß ich es gewiss, Kilibob hat sich an meiner Frau vergangen, woher sollte er sonst die Figur einer Frau zu schnitzen wissen?“

Zu seinem Bruder sagte er aber: „Ausgezeichnet! Morgen lass uns die Löcher für die Pfosten graben und diese einsetzen.“ Am nächsten Morgen gruben sie die Löcher für die Pfosten. Als Kilibob unten im Loch saß, um die Erde auszuheben, war dort ein Erdwurm. Er warnte Kilibob: „Dein Bruder will dich, während du hier unten im Loch sitzt pfählen, um seine Frau zu rächen. Ich werde einen Tunnel für dich graben, durch den du entkommen kannst. Wenn du nach einer Pause wieder in das Loch hinabsteigst, nimm eine Betelnuss und kaue sie, während du dich verbirgst.“

Als Kilibob wieder ins Loch hinabgestiegen war, um weiter zu arbeiten, rammte sein Bruder Mandum den großen Hauspfosten mit der Figur der Frau mit aller Kraft in das Loch. Kilibob hatte sich aber im Tunnel verborgen und spie den roten Saft der Betelnuss nach oben an den Pfosten und Mandum meinte, es sei das Blut seines Bruders. Kilibob aber entkam und baute sich an der Quelle des Djileb ein Haus. Er begann die Arbeit an einem großen Kanu.

Mandum freute sich, Kilibob getötet zu haben. Er und seine Frau lebten zusammen und hatten Yam in Hülle und Fülle. Und Mandums Frau wusste nichts mehr von Kilibob. Sie wur-

de schwanger und brachte einen Sohn zur Welt, den sie auch Kilibob nannte. Als der Junge heranwuchs, begleitete er seine Mutter in den Garten und streifte mit Pfeil und Bogen durch den Busch.

Eines Tages sah der Junge Holzspäne in der Strömung treiben. Er folgte den Spänen und fand Kilibob bei seiner Arbeit an dem Kanu. Kilibob fragte überrascht: „Wo kommst du her? Und wessen Kind bist du?“

„Ich folgte den Spänen und ich bin das Kind von Mandum“, antwortete dieser. Er setzte sich hin und beobachtete seinen Onkel bei der Arbeit. Seitdem pflegte der Junge seinen Onkel regelmäßig zu besuchen.

Die Arbeit am Kanu war fast vollendet, und Kilibob wollte nun den Ausleger und die Plattform auf dem Kanu mit Lianen aus dem Busch befestigen. Aber was er auch probierte, die Lianen brachen immer wieder. Da hatte Kilibob einen anderen Gedanken. Er sagte zu dem kleinen Kilibob: „Wenn du heute Abend nach Hause kommst, und Vater und Mutter fest schlafen, dann schneide ihnen die Sehnen aus den Armen und Beinen und bringe sie mir.“

So geschah es. Der Junge schnitt ihnen die Sehnen aus Armen und Beinen, rollte sie auf einen Stock und brachte sie seinem Onkel. Sie befestigten den Ausleger und die Plattform am Bootskörper. Die Arbeit war gut. Die Überbleibsel der Sehnen aber taten sie in einen Bambusköcher. Zwei Bambusköcher wurden voll.

Kilibob sagte zu seinem Neffen: „Jetzt ist es soweit. Morgen werden wir losfahren.“

In der folgenden Nacht fiel ein schwerer Regen und der Fluss schwoll an. Sie brachten das Kanu zu Wasser und fuhren los.

Als sie das Kanu über den großen Rollstein an der Mündung des Djileb ins Meer brachten, standen Mandum und seine Frau am Strand. Sie sahen das Kanu, erkannten Kilibob und den Jungen und spotteten: „Ah, ihr beiden habt ein großes Kanu. Wo sind denn die Leute, das Kanu zu bewegen?“

Da nahm Kilibob die beiden Bambusköcher zur Hand, in denen er die Sehnenreste aufbe-

wahrt hatte. Er nahm den einen Köcher und schlug ihn gegen den Bug des Bootes. Und der ganze Bug war voller Menschen. Er nahm den Inhalt des zweiten Köchers und schlug ihn gegen das Heck des Kanus, und das ganze Heck war voller Menschen. Das Boot setzte Kurs auf die Rai-Küste. Mandum aber und seine Frau hatten Yam in Fülle. Und Mandum begann das große Tanzfest.

Der Erzähler dieser Geschichte Tanok Galopi aus Bongu kommentiert dazu: „Die Geschichte erzählt von unserem eigenen Ursprung. Wohin Kilibob endgültig gegangen ist, erzählt sie nicht. Wie dann Maclay und die Weißen kamen, überlegten unsere Väter und dachten: „Ah, der Bruder Kilibob ist zurück. Im großen Schiff ist er gegangen, im großen Schiff kehrt er zurück. Er ist gekommen, um seinen Bruder Mandum zu besuchen. Wir sind der ältere Bruder, der Weiße ist der Jüngere. Wir sind die Kinder Mandums, wir sind die Erstgeborenen. Aber unsere Kanus sind nicht gut, unser Wissen ist nicht gut. So denken wir heute: Die Güter der Europäer gehören uns, denn der Ursprung dieser Dinge liegt bei uns. Kilibob hat „etwas“ nach Europa gebracht und nun ist er gekommen, es zurückzugeben.“

Doch ich möchte betonen: Dies ist eine Auslegung und nicht Bestandteil unserer Ursprungsgeschichte.“

(Gekürzte Fassung der Ursprungsmythe Mandum und Kilibob aus Bonge, erzählt von Tanok Galopi in Ahrens, 1986)

Dichtung der Tuareg

Nach einer kurzen Übergangszeit, in der die Besucher noch Gelegenheit hatten, sich in der „Südsee“ umzusehen, wurden die Flöten des Sepiks abgelöst von Klängen der Gruppe *Tartit* aus Mali. Unsere Reise mit Geschichten führte uns zu den Tuareg der Sahara (Abb. 2). Als kleine Kostprobe stärkten wir uns mit Datteln.

Was wünscht sich der Edle?

*Ein weißes Reitkamel,
einen roten Sattel,*



Abb. 2: Tuaregs im Saharateil.

*ein scharfes Schwert
und ein langes Liebeslied.*
(Autor unbekannt,
aus: von Trotha 2000, 187)

Tuareg sind nicht nur für den Schleier bekannt, den die Männer tragen. Nicht nur für ihren Schmuck, der heute über den Eine-Welt-Handel zu beziehen ist. Nicht nur für ihren Stolz und vermeintliche Unbeugsamkeit.

Bekannt sind sie auch für die Dichtung und die Lieder, die sie in ihrer Sprache, dem *Tamashek* (oder auch *Tamahak* im Norden) vortragen.

Sowohl Männer als auch Frauen dichten und singen. Manche Lieder sind alt und werden von Generation zu Generation weitergegeben, andere entstehen spontan. Sie spiegeln das Leben, die Erlebnisse und Sorgen der Menschen, die Landschaft, die Tiere, die Schönheit der Frauen und die Kühnheit der Männer, die Rebellion.

*Gefangen in den Schluchten ist mein
Goldfuchs-Kamel.
Beim Fressen zupft es junge Akazien-
blätter an der Wasserstelle,
die bei Tirsin liegt, zwischen Gumet und
den schwarzen Hügeln.
Einen Degen besitze ich, einen
schützenden Schild
und dazu eine geladene Doppelflinte.
Schnell suche ich mein Kamel, lasse es
niederknien
und springe in den Sattel. Ein Schlag,
schon trabt es davon.
„Los jetzt!“ sage ich, „jetzt wird nicht
geschlafen!“
Wenn der Tag zur Neige geht,
möchte ich bei den hellhäutigen
Frauen sein,
die am Fuße der kleinen Dünen
zusammensitzen,
dort, wo sich Schleier aus weißer
Wolle,
wo sich lange, schwarze Schleier
und Ohrringe ein Stelldichein geben.
Mohammed ag Mekiaa, Kel tegehe-n-
Efis (um 1890) (von Trotha, 2000, 197)*

Ein Hauptmotiv der Tuareg-Lyrik ist die Liebe. Bei einem *ahal* erweisen die jungen Männer ihrer Auserwählten eine dichterische Aufmerksamkeit, und die Frauen verstehen es, in wohlgesetzten Versen zu antworten. Das *ahal* dient dem zwanglosen Zusammensein von unverheirateten Männern und Frauen, wobei beide Parteien versuchten, einen möglichst vorteilhaften Eindruck zu erwecken.

*Eine Reise, wie niemand sie je getan,
unternahm ich in diesem Jahr.
Der Schmerz durchwühlt mich mit seinem
Gift.
Er überflutet mein Herz. Er kommt und
geht.
An allem ist Lila schuld. Sie ist den
Schmerz wert.
Ein Engel schuf sie, die die Herzen der
Männer gefangen nimmt.
Alles unvollkommene nahm er von ihr.
Nicht der kleinste Makel blieb zurück.
Ich wette mit jedem, dass er keinen Fehler
entdecken wird.
Wer einen nennen wollte, der bliebe
stumm.
Ich wette, von ihr kann keiner sagen:
„Die gefällt mir. Ich habe die letzte Nacht
mit ihr verbracht.“
Durst verspürte ich nach diesem Wasser.
Aber getrunken habe ich es nicht.
Chittou ag Salem, Kel Rezi (von Trotha,
2000, 147)*

Auch die Gegenwart spiegelt sich in den Liedern und Gedichten, wie das folgende Stück der bekannten Hochzeitssängerin Dangesch zeigt: Die „romantische“, romantisierende Vorstellung von Tuareg und der Freiheit in der Wüste trübt sich ein:

*Arhali ist fortgegangen.
Arhali ist Soldat geworden.
Das Militärflugzeug hat ihn entführt.
Es brachte ihn nach Tendebiya,
in die Kaserne von Niamey.
Er wurde Soldat,*

*zog die Uniform an,
als er das Flugzeug nahm
nach Tendebya,
zur Kaserne von Niamey.*

*Bei Gott, ich wünschte,
dass ein großer Vogel oder ein
Fernfahrer
den Spuren Arhalis folgte
und mich mitnähme
bis nach Kaduna!*

*Ach, meine Gefährtinnen.
Letzte Nacht, als ihr schliefet,
waren mir die Tore des Schlafes ver-
schlossen,
meine Seele aber war hellwach.
Ich zählte die Sterne,
die Sterne am Himmel des frühen
Morgens.
(Müller, 1997, 81)*

Niger und Mali, zwei der Länder, in denen heute Tuareg leben, gehören zu den ärmsten Ländern der Welt, und die Landstriche, in denen Tuareg leben, noch zu den ärmsten Regionen innerhalb dieser Staaten. Dürreperioden nahmen ihnen die Lebensgrundlage, Rebellionen mündeten in einen prekären, unsicheren Frieden. „Die Europäer“, so schreibt Hawad, einer der bekanntesten Dichter der Gegenwart, „halten bis heute an ihrem Mythos von den Männern der Wüste fest. Sie haben sich ein Bild geschaffen und nähren damit ihre Phantasie. Man könnte sagen, dass sie die Tuareg unter denselben Bedingungen wie vom Aussterben bedrohte Tierarten schützen wollen, um ihren Traum von uns wegzuräumen. Aber wir lebenden Tuareg sind als Menschen für unsere Familien und die Zukunft unserer Kinder verantwortlich. Wir müssen der Realität ins Auge sehen. Wir müssen uns anpassen. Und wir müssen vor allem unsere Würde bewahren.“



Abb. 3: Westafrikanisches Gehöft im Museum.

*Pflanze dein Zelt weit an den Horizont,
dort, wo kein Strauß je daran gedacht
hat,
seine Eier zu verstecken,
wenn du frei aufwachen willst!*
Hawad (von Trotha, 2000, 59)

Viel Zeit, den Sahara-Raum zu erkunden, hatten unsere Besucher leider nicht, da nach einer kurzen Übergangszeit die Musik aus dem angrenzenden Westafrika-Raum (Abb. 3) uns weiter rief. Zur Stärkung gab es hier Erdnüsse zu knabbern.

Die folgende Lesung wurde von Musikstücken *Comptines et berceuses* aus Schwarzafrika unterbrochen, um Gedanken freien Raum zu lassen.

Erinnerung

Ich sprach mit Aida darüber, als sie dreizehn wurde. Ich merkte, dass die Krankheit mir zu setzte. Sie schlief nicht mehr in meinem Körper. Sie hatte angefangen, sich zu bewegen. Was hat sie gesagt?

Das hast du schon einmal gefragt. Sie sagte nichts. Sie wurde traurig. Ich glaube, sie wusste schon vorher, dass ich krank war.

Wie konnte sie das wissen?

Aida ist ein Mädchen, das klug ist und darauf hört, was die Menschen sagen. Außerdem scheut sie sich nicht, zu fragen. Aber am wichtigsten ist wohl, dass sie denen nicht glaubt, die leugnen, dass diese Krankheit überhaupt existiert.

Jedes Mal, wenn ich vor meinen Schülern stehe, ist es, als trübe sich mein Blick. Auf die gleiche Weise, wie es die Augen meines Vaters tun. Er klagt mitunter – auch wenn er kein besonders wehleidiger Mensch ist – darüber, dass sich alles um ihn her zu vervielfältigen scheint. Er sieht mich als zehn Personen, oder er sieht meine Mutter als ebenso viele. Genauso geht es mir, wenn ich vor meinen Schülern stehe. Obwohl ich keine Schwierigkeiten mit meinen Augen habe. Jedenfalls noch nicht, auch wenn ich weiß, dass viele Aids-krankte erblindet sind, ehe sie starben.

Ich sehe, wie sich meine Schüler vervielfachen. Und diejenigen, die ich sehe, sind all die Kinder, die noch gar nicht meine Schüler geworden sind. All jene, die nie die Kunst des Lesens und Schreibens erlernen werden. Lesen und schreiben lernen heißt überleben lernen. Denn wie soll man sonst Informationen darüber aufnehmen können, wie Krankheiten übertragen werden, wie soll man sonst lernen, sich zu schützen und zu überleben? Natürlich sind Medikamente wichtig, natürlich will ich, dass mein Lohn dafür ausreicht. Aber genauso wichtig ist es, dass all die Kinder, die ich als Bilder vor mir sehe, Zugang zu dem Wissen erhalten, das sie eines Tages vor dem allzu frühen Tod bewahren kann. Ich will ja, dass es ihnen erspart bleibt, Erinnerungsbücher für ihre eigenen Kinder zu schreiben, weil sie einen vorzeitigen Tod sterben müssen.

Christine ist inzwischen verstorben.

Wichtige Fakten über deine Familie

Diese Familie wurde bekanntlich von einem Mitglied zerschlagen, das sich entschieden hatte, völlig sorg- und rücksichtslos mit seinem Leben umzugehen. Diese Frau starb 1993 und ließ die anderen in einem Klima der Verwirrung und Verdächtigung zurück.

Bevor dein Vater im Juni 1998 starb, erkannte er, dass die Familie schon ohne richtigen Zusammenhalt war. Der einzige Sohn, der sein Erbe gewesen wäre, hatte zu diesem Zeitpunkt seine Ausbildung an den Nagel gehängt und sich im Dorf einer Schlägerbande angeschlossen.

Im Angesicht des Todes stellte Joseph fest, dass er Geld für seine Beerdigung brauchte. Der einzige Posten, der zu diesem Zweck verkauft werden konnte, waren die 25 Morgen Land, so dass uns nur das Grundstück und das Haus blieben.

Dies geschah, doch leider ist das Geld nicht für den vorgesehenen Zweck verwendet worden! Der einzige Sohn der Familie schaffte den großen Geldbetrag fort und verschwand, um erst nach der Beerdigung seines Vaters wieder aufzutauchen!

Dies trug dazu bei, mich zu ermutigen und erkennen zu lassen, dass ich in falschen Händen war. Wir besaßen kein Land mehr, das wir hätten bewirtschaften können, doch die Gebäude waren noch intakt. Ich sah darin einen Vorboten einer düsteren Zukunft für mich und meine Kinder. Deshalb entschloss ich mich, den Ort kurz nach der Beerdigung deines Vaters zu verlassen.

Eine wichtige Tatsache ist, dass dein Vater nach dem Diebstahl des Geldes, das für das Land bezahlt worden war, beschlossen hat, dass der Dieb nicht länger sein Erbe sein sollte. Als am Tag der Beerdigung sein letzter Wille verlesen wurde, wurdest du (Akoth Evelyn) zur Erbin deines Vaters bestimmt, mit deinem sichtbaren Fußabdruck auf seinem Grab!

Gedanken über das Leben und woran ich glaube

Mit dem Leben hat es sehr viel mehr auf sich, als wir sehen und wissen. Vor allem ist das Leben ein Geschenk Gottes an uns. Leben heißt entdecken, leben heißt tätig sein.

Vielleicht siehst du Dinge, die noch kein anderer gesehen hat, denn jeder von uns sieht die Welt mit seinen eigenen Augen. Wir betrachten das, was wir sehen, auf verschiedene Weise, jeder nach seiner persönlichen Erfahrung. Betrachte das Leben, betrachte dein Leben. Es gibt eine Welt für dich zu entdecken und zu entwickeln. Du kannst dein Leben selbst bestimmen!

Wenn du älter bist, wirst du entdecken, dass jeder Mensch einzigartig ist. Du musst lernen, abzuwägen und das Gute zu wählen. Wenn du ungewohnten Situationen oder Herausforderungen im Leben begegnest, wirst du dir deiner eigenen Kräfte und Möglichkeiten bewusst werden. Früher oder später wirst du nach dem „Warum“ fragen. Was ist der Grund des Lebens, warum sind wir hier? Warum geschieht das? Warum sind die Dinge so, wie sie sind? Könnten sie anders sein? Vor allem aber kennen wir das Leben nicht, bis wir es leben und auf das hören, was es uns erzählt!

Gelesen wurde aus dem Erinnerungsbuch von Christine Aguga veröffentlicht in Henning Mankells Buch: Ich sterbe aber die Erinnerung lebt (Mankell, 2003), möglich gemacht durch ein Memory Book Projekt in Uganda von Plan International Deutschland e.V.

„Obwohl wir AIDS erst seit 20 Jahren kennen, sind bereits 22 Millionen Menschen an dieser Krankheit gestorben. Eine nüchterne Zahl, hinter der sich eine menschliche Tragödie verbirgt, der Henning Mankell mit seinen Aufzeichnungen über Begegnungen mit aids-kranken Menschen in Uganda Gesichter und Namen verleiht.

Christine möchte ihrer Tochter ein Erinnerungsbuch, ein Familiengedächtnis, hinterlassen. Ihre große Hoffnung ist, dass ihre Tochter kein Erinnerungsbuch wird schreiben müssen, weil sie weiß, wie sie sich vor der Geißel Aids schützen kann.“

(Mankell, 2003, aus dem Nachwort von Ulla Schmidt)

Nach der jetzt schon bekannten Übergangszeit, in der Fragen gestellt werden und die Besucher ins Gespräch kommen konnten, füllte sich der Sibirienraum (Abb. 4) mit Trommelklängen. Ein Schamane ruft seine Hilfsgeister.

Die letzte Geschichte führte uns nicht nur wieder zurück an den Pazifik, von dem aus die Reise ursprünglich begann, sondern auch wieder zurück zu den Mythen. Wir sitzen im Winterhaus der Nivchi und blicken auf die Vitrine gegenüber. Wir sehen einen Schamanen bei seiner Tätigkeit.

Der wiedergeborene Schamane

Im Marchinschen Ulus lebte irgendwann früher ein Schamane namens Aadscha. Von ihm erzählte man Folgendes:

Es lebten zwei Brüder, der eine war 30 Jahre, der andere 20 Jahre alt. Ihre Eltern waren früh gestorben. Da heiratete eines Tages der jüngere Bruder, der mit dem älteren zusammenlebte. In eben diesem Jahr wurde bei ihnen ein rotscheckiges Hengstfohlen geboren.

Im Herbst des Jahres wurde der jüngere Bruder krank und starb. Obwohl er tot dalag, hörte er alles, was seine Umgebung sprach. Er fühlte sich, als sei er in Schlaf verfallen. Er konnte kein Glied rühren und nicht sprechen, hörte deutlich, wie man einen Sarg machte und eine Grube ausschaufelte. So lag er wie lebend da und war betrübt darüber, dass man sich versammelte, um ihn zu begraben, wo er noch hätte ins Leben zurückkehren können. Man legte ihn in den Sarg, ließ ihn in die Grube und schüttete zu.

Er lag im Grabe und seine Seele, sein Herz weinte und schluchzte. – Aber plötzlich hörte er, wie oben jemand anfing, das Grab aufzugraben. Er dachte, es wäre sein Bruder, und freute sich. Endlich wurde der Deckel des Sarges geöffnet und er sah viele schwarze Leute, die er nicht kannte. Sie richteten ihn auf. Irrendwo fern in der Tiefe der Erde hörte er das

Gebrüll eines Stieres. Das Gebrüll kam näher und näher. Aus der Tiefe seines Grabes tauchte ein Stier auf. Der Stier nahm den sitzenden Mann zwischen die Hörner und ließ sich durch dieselbe Öffnung hinunter, durch die er gekommen war.

Sie gelangten an einen Ort, wo ein Haus stand. Aus dem Haus hörte man die Stimme eines Alten, der sagte: „Wahrhaftig, unser Söhnchen hat einen Menschen gebracht. Geht, nehmt ihm die Last ab.“

Schwarze dürre Männer trugen ihn ins Haus und setzten ihn auf die flache Hand des Alten. Dieser hielt ihn in der Schewebe, um seine Schwere festzustellen und sagte:

„Tragt ihn wieder nach oben! Sein Schicksal bestimmte ihm, oben wieder geboren zu werden.“

Der Stier nahm ihn erneut auf die Hörner und brachte ihn zurück.



Abb. 4: Blick zum sibirischen Winterhaus.

Als der lebende Tote wieder zur Besinnung kam, war die Nacht schon hereingebrochen. Kurz danach flog ein Rabe herbei. Er schob seinen Kopf zwischen die Beine des Mannes, hob ihn auf und flog mit ihm geradewegs nach oben.

Dort war eine Öffnung. Durch diese flogen sie hinaus zu einem Ort. Dort leuchteten Sonne und Mond, Häuser und Speicher waren aus Eisen. Die Menschen hier hatten alle Rabenköpfe. Wieder hörte man aus einem Haus die Stimme eines Alten:

„Seht euch an, unser Söhnchen hat uns einen Menschen gebracht.“ Er wurde ins Haus getragen und auf die flache Hand des Alten gesetzt. Dieser prüfte seine Schwere und sprach: „Nehmt ihn und legt ihn ins obere Nest!“

Dort stand eine Lärche, deren Ausmaße man schwer mit irgendwas vergleichen konnte. Auf jedem Zweig war ein Nest, groß wie ein ordentlicher Heuschaber. Sie legten ihn ins obere Nest. Da kam ein weißes geflügeltes Rentier, setzte sich auf sein Nest und säugte ihn.

Hier lag er drei Jahre. Und je mehr er an dem Rentier sog, um so kleiner und kleiner wurde sein Körper, bis er schließlich so groß war wie ein Fingerhut. Endlich hörte er in seinem Nest gegen Ende des dritten Jahres die Stimme des Alten:

„Seine Jahre sind erfüllt. Werft unser Kind hinab auf die mittlere Erde. Es soll in eine Frau eindringen und geboren werden. Unter dem Namen Aadscha-Schamane, soll er berühmt werden. Und niemand soll diesen Namen nutzlos im heiligen Monat aussprechen!“

Und so warfen sie ihn mit Gesängen und Segenswünschen hinab auf die mittlere Welt. Von diesem Augenblick verlor er das Bewusstsein und konnte sich nicht erinnern, wie er dahin gekommen war.

Erst als er das fünfte Lebensjahr erreichte, kam ihm die Erinnerung wieder, wie er früher geboren worden war und auf der Erde gelebt hatte, wie er oben wieder geboren worden war und was er dort alles beobachtet hatte.

Sieben Jahre nach seiner Geburt wurde er von Geistern erfasst, musste singen und wurde zerlegt. Mit acht Jahren begann er zu schamanisieren und den rituellen Tanz auszuführen. Mit neun Jahren war er schon bekannt, mit zwölf wurde er ein großer Schamane.

Es stellt sich heraus, dass er fünfzehn Verst von demjenigen Platz geboren war, an dem er nach seiner ersten Geburt gelebt hatte. Seine Frau war wieder verheiratet. Er besuchte seinen früheren Bruder. Das bunte Hengstfohlen, das im Jahre seines Todes geboren worden war, war jetzt ein berühmtes Pferd geworden. Seine Verwandten erkannten ihn nicht, und er selbst erzählte ihnen nichts.

Einst im Sommer feierte einer ein Fest. Er traf dort mit einem Schamamen zusammen, den er schon gesehen hatte, als er noch in seinem Nest lag. Der erkannte ihn und sprach: „Ich sah dich, als ich die Seele einer kranken Frau zurückholte, wie du im Neste auf dem neunten Ast lagst und an deiner Tiermutter sogst.“

Als der junge Schamane diese Worte hörte, erzürnte er und sprach: „Warum bringst du das Geheimnis meiner Geburt unter die Leute?“ Der andere gab zur Antwort. „Wenn du Bosheit gegen mich sinnst, so richte mich zugrunde, friss mich! Ich wurde früher auf dem achten Ast der Lärche aufgezogen, auf der du auch aufgezogen worden bist. Ich muss von neuem geboren werden und bei Chara-Suorun, den schwarzen Raben, aufgezogen werden.“ Man erzählt sich, dass der junge Schamane in derselben Nacht jenen alten Schamanen tötete. Ohne dass man es sah, verschlangen ihn die Schamanengeister und brachten ihn zu Tode.

(Jakutien, leicht gekürzt nach „Der wiedergeborene Schamane“ aus Rinne, 1983)

Als Kostprobe zu dieser Geschichte aus Sibirien wäre ein Stück roher Fisch angebracht gewesen. Das wollten wir unseren Zuhörern aber nicht zumuten. Zum Abschluss gab es deshalb Cola-Bärchen als Symbol für Coca Cola, das Getränk, das heute auch im hintersten Winkel unserer Erde verkauft wird. Cola schmeckt

überall auf der Welt gleich, die Geschichten jedoch sind eigenständig. Sie kommen, wie die Gegenstände unserer Völkerkundeabteilung, aus anderen Kulturen. Und genauso wie diese, gewähren sie uns einen Blick in andere Welten und Zeiten, bleiben aber oft auch fremdartig und rätselhaft.

Das Echo auf die Veranstaltung hat uns Mut und Lust gemacht, die Reihe „Die andere Führung durch die Völkerkundeabteilung“ fortzusetzen.

Literatur:

Ahrens, Th.

Unterwegs nach der verlorenen Heimat. Studien zur Identitätsproblematik in Melanesien, Bd. 4, (Erlangen 1986).

Mankell, H.

Ich sterbe, aber die Erinnerung lebt. Mit einem Memory Book von Christine Aguga, (Wien 2004).

Müller, G.

Dichtung der Tuareg, (Innsbruck 1997).

Rinne, O. (Hrsg.)

„Wie Aua den Geistern geweiht wurde“, Geschichten, Mythen und Märchen der Schamanen, Sammlung Luchterhand, (Darmstadt 1983).

Von Trotha, D.

Die Enkel der Echse. Lebensbilder aus dem Land der Tuareg, (München 2000).

Alle Abbildungen W. Feist

Anschrift der Verfasser:

Beatrix Mettler-Frercks

Johann-Flierl-Str. 25
91564 Neuendettelsau

Bärbel Reuter

Obere Turnstr. 1
90429 Nürnberg

Heike Schmidt

Mühlwiesenweg 5
91077 Neunkirchen

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Natur und Mensch - Jahresmitteilungen der naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg e.V.](#)

Jahr/Year: 2005

Band/Volume: [2005](#)

Autor(en)/Author(s): Mettler-Frercks Beatrix, Reuter Bärbel, Schmidt Heike

Artikel/Article: [Die andere Führung: Geschichten vom Lieben und Leben 113-124](#)